

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Jahr des Städters

Es ist noch nicht allzulange her, da richtete sich der Jahresablauf des Menschen auch hierzulande weitgehend nach der Natur. Ich erinnere mich: Im Juni pflückten wir Erdbeeren, Ende August waren die Tomaten reif, und an Weihnachtsbäumen sahen wir ganze zwei Stück – einen in der Kirche, den andern zu Hause.

In den Bauernstuben hing an der Wand der «Hinkende Bote» oder ein ähnlicher Kalender, der seinem Besitzer das Jahr hindurch geistige Abwechslung

Von Annemarie A.

brachte. Es war auch für jeden Monat eine Spruchweisheit vermerkt, zum Beispiel: «Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer juchhei. – Ein trockener August ist jedes Bauern Lust. – Der reiche Bauer weiss es wohl, dass im November man wässern soll.»

Diese festgefügte Ordnung wurde auf die Dauer ein bisschen langweilig. Darum gingen gescheite Leute hin, stellten einiges auf den Kopf und brachten es zuwege, dass sich die Natur nach dem Menschen richten musste. Jetzt haben wir zu jeder Jahreszeit, was wir wollen: Im Februar verspeisen wir Erdbeeren mit Rahm, im November hält der Fruchthändler immer noch oder schon wieder frische Feigen feil,

zu eins fünzig das Stück. Wir fahren im Sommer Ski und schwimmen im Winter, und Weihnachten zieht sich über zwei Monate hin. Herz, was begehrt du mehr!

Natürlich sind jetzt auch die altmodischen bäuerlichen Kalendersprüche überholt. Wir brauchen neue, die unserem modernen, städtischen Leben angepasst sind. Nachstehend meine Vorschläge. Weil heutzutage alles um einen bis mehrere Monate vorgezogen ist, beginnt das Jahr mit dem Dezember:

Schenkt er ihr im Dezember Mimosen, wird sie am Silvester mit ihm kosen. – Im Januar blüht weiss der Flieder, bald kehrt der schöne Frühling wieder. – Im Februar, da kommt sie schon, die Osterhasen-Invasion. – Welche Röcke im Sommer Mode sind, erzählt der laue Märzenwind. – April, der zeigt Badkleider, doch draussen schneit's noch immer, leider! – Wenn der Mai die neuen Kartoffeln bringt, der Gemüsehändler «O sole mio» singt. – Im Juni die Touristen klaben mit gierigen Fingern an ersten Trauben. – Ist's im Juli unerträglich schwül, kauf lila Chrysanthemen, dann wird dir kühl! – Im Monat August musst du laufen, willst du einen Wintermantel kaufen! – Im September solltest du versuchen, deine Ferien vom nächsten Jahr zu buchen! – Oktober bringt den neuen Ski, bloss schneit's in diesem Monat nie. – Im November leuchtet, es ist kein Traum, der erste Plastik-Weihnachtsbaum.

So weit meine Vorschläge für zeitgemässe Kalendersprüche. – Ob ein solches Leben auf die Dauer nicht doch etwas langweilig wird?

Menschsein

Naiv, wie ich bin, habe ich gemeint, ich könne einen etliche Jahre jüngeren Mann, der schon ab und zu unsere (meine, was die Arbeit anbelangt) Gastfreundschaft in Anspruch genommen hat, besuchen.

Herrlich, ein Wochenende mit interessanten Gesprächen, ohne Kochen, ohne Einkaufen, mit einer langen Eisenbahnfahrt, während der ich zu mir selbst finde, ganz ruhig werde, nur mich selbst spüre, erfahre. Vielleicht lerne ich neue Leute kennen; eine neue Gegend ganz bestimmt.

Weit gefehlt! Beide Männer – ich bin verheiratet und habe ein Kind – äussern Bedenken. Ich werde als sexuelles Geschöpf eingestuft, das Gefahren heraufbeschwört. Von beiden Seiten strömen Gedanken auf mich ein, die mich verunsichern.

So muss ich den Plan aufgeben, will ich ihn aufgeben.

Wie alt, wie dick oder dünn, wie hässlich muss ich noch werden, bis ich einfach als Mensch ohne sexuelle Absichten angenommen werde?

Ob andere Frauen auch solche Erfahrungen machen? S. W.

Andere Ferien

Um es vorwegzunehmen: Ich habe ein Freizeitpuff. So nennen die meist jüngeren alternativen Leute, mit denen ich alte Schachtel von bald 50 Jahren zusammen wohne und arbeite, Menschen, die nichts mit ihrer Freizeit anzufangen wissen. Dies ist der Grund, weshalb ich Aktivitäten entwickelt habe, auf die ich nie gekommen wäre, als Kinder und Haushalt mich noch ausfüllten. Jetzt weiss ich, was Kontaktimprovisation, Healing, Maltherapie, integratives Bilderleben, Shiatsu etc. ist. Ich kann es noch nicht, aber vielleicht lerne ich es, wie auch Griechisch, Astrologie, Meditation, Yoga oder Massage in all ihren Varianten. Allerdings müsste ich dazu 90 oder 100 Jahre alt werden, aber das ist ja heute möglich. Und sollte ich mich dann langweilen, bieten Volkshochschule, Klubschule und viele andere Kurse oder Gruppen Weiterbildungsmöglichkeiten, dass kein Ende abzusehen ist.

Nun also: Griechenland, kombiniert mit Astrologie, Meditation, Yoga, Massage, alles billigst,

mit Zelt, Schlafsack, Pfadikochkessel und öffentlichen Verkehrsmitteln, schlug mir eine junge Frau vor, als ich ihr gestand, ich wüsste nicht, was mit mir allein anfangen in den Ferien.

Um Mitternacht ging die lange Reise los, im Zürcher Hauptbahnhof. Im Morgengrauen Umsteigen in einen Bus der griechischen Kostas Tours, der uns für 22 Stunden aufnahm und nach Thessaloniki brachte. Hart war's – schlafen lässt es sich schlecht, wenn 40 Leute zusammen die Nacht in einem fahrenden Bus verbringen. Aber wir überstanden es. Dann noch weitere drei Stunden im Ortsbus, und wir waren am Ziel. Die erste Nacht verbrachten wir noch in einem Bett. Am nächsten Morgen bauten wir in wilder, paradiesischer Landschaft unsere Zelte auf; den harten Boden belegten wir mit Matratzen aus Fichtennadeln. Der Ziegen wegen hängten wir unsere Essvorräte für einige Tage (denn wir hausten zwei Stunden vom Dorf entfernt) hoch in die Bäume. Trinkwasser hatten wir in einem grossen Kanister mitgebracht. Brennholz für den ersten Kaffee fanden wir haufenweise. Nach dem Meerbad begannen wir zu arbeiten. Tierkreise und ihre Bedeutung, die verschiedenen Planeten und Häuser, der Aszendent, die Himmelsmitte – alles spanisch für mich, aber interessant.

Unser Ferientagesplan sah so aus: Meditation bei aufgehender Sonne, dann Körperarbeit (Yoga und Massage). Ein ausgedehntes Frühstück mit Müesli, Käse, Oliven und Ei belohnte uns. Es folgte Astrologie. Jeden Tag nahmen wir zwei Tierkreiszeichen dran, die wir mit Musik, Tanz oder gar, herrlich geschminkt, Theater kennenlernten und darstellten. Später spielten wir unsere ganzen Horoskope durch und erlebten, wie sich unser Mond im Steinbock, unser Jupiter in der Jungfrau fühlte. Vieles an unserem Wesen, an Problemen, die wir miteinander hatten, wo wir uns verstanden, wo nicht, wurde uns klar, denn für uns waren die Horoskope ja nicht, was in Boulevardzeitungen Allerweltsprophezeiungen sind, sondern Landkarten von uns selbst, mit denen wir uns und die andern besser kennenlernen und verstehen konnten.

Nach einer Sonnenuntergangsmeditation kochten wir bei Mondenschein. Manches brannte an, denn so leicht ist es gar nicht, auf einem Holzfeuer, mit nur zwei





Pfannen (eine war sowieso für Tee oder Kaffee reserviert), bei wenig Licht alle Menüwünsche zu erfüllen. Es wurde dann auch bitter kalt, so sommerlich heiss die Tage waren (Ende September). Später bekamen wir meist Griechenbesuch; Sirtaki und Rezina heizten uns auf, bevor wir in unsere Zelte krochen.

Mitbekommen von diesen Ferien habe ich: blaue Flecken vom harten Schlafplatz, Muskelkater vom ungewohnten Yoga und Meditieren im Schneidersitz, zerkratzte Beine vom Wandern durchs Gestrüpp. Aber nach zwei Wochen Leben fast wie Urmenschen war ich nahtlos braun, fühlte mich gesund wie noch nie und wusste, was ich noch alles nicht weiss und noch lernen kann, weiss, wie wenig Geld die anregendsten Ferien meines Lebens gekostet haben und dass ich wieder da hin will, im Mai. Bis dann habe ich hoffentlich schon etwas mehr Griechisch und Massieren gelernt.

Sina Meyrat

Amerika, Amerika

Beim Fondue-Essen berichtete mir die Jungen von ihrem Studienaufenthalt in New York. Begeistert erzählten sie von den ungewohnten Dimensionen, wie sie sprachlos in Manhattan zu den Wolkenkratzern aufgeschaut hätten. Sie beschrieben das bunte Völkergemisch auf den Strassen, das Metropolitan Museum, den Central Park – alles in allem: ein Abenteuer Touristen Güte, atemberaubend für Touristen, umwerfend für Besucher.

Der Alltag eines gewöhnlichen New Yorkers stehe auf einem andern Blatt. Schlagartig sei ihnen bewusst geworden, weshalb vor halb neun niemand in einem Büro zu erreichen sei. Die Büroangestellten sässen vor Arbeitsbeginn bis zu zwei Stunden in der Untergrundbahn. Diese sei unbeschreiblich unangenehm, heisstschickig, schmutzig und erst noch teuer. Ihnen, sagten sie, würde eine solche Anfahrt für den Rest des Tages aufs Gemüt schlagen. Jene jedoch setzten sich gutelaunt an die Arbeit – harte Arbeit, bis zur Mittagspause.

Dann gebe man sich in die Kantine und stelle sich dort in die lange Reihe der Wartenden, fasse ein Tablett, rücke langsam und

geduldig nach, wähle einen Hamburger, Hot dog oder Pommes frites mit Ketchup-Sauce. Hier auf suche man mit dem Tablett auf dem Arm einen Esser aus, der bald fertig zu sein scheine, stelle sich hinter seinen Stuhl und tauche ein Pommes-frites-Stäbchen in die rote Sauce. Das heisse: So, da vorne, beeile dich! Der Sitzende stopfe die letzten Bissen in den Mund, erhebe sich kauend, lächle freundlich und räume das Feld. Kaum sitze man, fühle man hinter sich den lieben nächsten stehen und einem über die Schulter gucken, wie lange man noch zu essen gedächte. Daran, sagten sie, hätten sie sich nicht gewöhnen können. Nach dem dritten Mal hätten sie es vorgezogen, in Ruhe durchzuarbeiten. Ein Essen im Restaurant, das heisst Esskultur, sei einfach unerschwinglich. – Schleierhaft sei ihnen immer noch, wie freundlich und gelassen die Amerikaner wirkten, wie gutmütig und bereitwillig sie auf alle Fragen antworteten und wie bereit sie seien, zu helfen, trotz der ewigen Hast und Eile und Zeitnot.

Wir hier in der Schweiz, sagten sie und schoben Käsebissen in den Mund, wissen nicht, was wir haben. Erlebten's die Kollegen vom Büro New York, sie dächten glatt, es sei das Paradies!

Begierig und mit Freuden lauschte ich dem allem, dachte: Das wäre der Westen gewesen. Wie wohl wäre es mit einem Studienaufenthalt im Osten?

Auch interessant, zu vernehmen.

Suzanne Geiger

Hauptsache: Papier

In einem düsteren Hausflur begegne ich beim Briefeaustragen einem alten Mann. Dies geschieht in einem jener städtischen Miethäuser, die man von der Strasse her über zwei Stufen betritt und über zwei andere in einen Hof hinaus verlassen kann. Der alte Mann kommt aus dem Hof. Mühsam zieht er sich die beiden Stufen hoch. Gebeugt ist er, sein Gesicht kaum wahrzunehmen. Die Beine sind müde, der Körper wiegt schwer. Ausserdem zerrt der Mann ein Einkaufswägel hinter sich her.

Ich habe ihn nicht recht wahrgenommen, bin zum gegenüber-

liegenden Eingang hereingekommen. Er aber hat die Briefkastendeckel scheppern hören und ruft: «Sie! Gibt es für mich keine Zeitung mehr?» «Wie ist Ihr Name?» frage ich. Ich kenne den Mann nicht. «Hess», sagt er. «Ah, Sie sind von der Post», fährt er weiter. «Wissen Sie, ich sehe schlecht. Hier drinnen kann ich Sie nicht erkennen. Ich meinte, es sei jemand aus dem Haus.» Ich durchforsche mein Bündel, finde aber keine Zeitung für ihn. «Welches Blatt erwarten Sie?» frage ich. «Den <Tages-Anzeiger?» «Jawohl», antwortet er. «Ich werde vermutlich noch bis Ende Jahr hier bleiben und brauche natürlich eine Zeitung», erklärt er mir. «Telefonieren Sie doch dem Verlag. Dort wird man der Sache sicher nachgehen», rate ich. «Nein, nein», sagt er. «Wissen Sie, ich suche eigentlich das <Tagblatt>.» «Aha! Soll ich vor der Tür

nachsehen, ob es draussen liegt?» – Die Gratis-Zeitungen werden oft nur auf die Treppen gelegt. Dort finde ich zwei «Züri-Wochen». Ich rufe: «Soll ich die zwei hereinbringen?» «Ja gern!» Unterdessen hat er den vorderen Gang erreicht. Er schlurft mir entgegen. «Danke sehr!» murmelt er erfreut. «Wissen Sie, ich habe Holzheizung. Ich brauche Zeitungen zum Anfeuern.»

Als ich das Haus verlasse, überlege ich mir, ob ich die wie farbige Herbstblätter umherflatternden Prospekte hätte zusammennehmen und hineinbringen müssen. Doch ich weiss aus Erfahrung, dass sie sich zum Anfeuern nicht gut eignen. Ich gehe weiter, bediene das nächste Haus. Dann trete ich auf die Strasse zurück und sehe den alten Mann auf der Treppe. Zufrieden legt er die Reklamen aufeinander: Auch sie werden ihm warm geben. Rita L.

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Liebe Gäste

(Nebelspalter Nr. 47)

Liebes Ursi S.

Es ist nicht nötig, einen Lattenzaun zu machen. Ihre Gäste sind liebe, herzige Marder. Deren Hinterlassenschaft ist kleiner als diejenige von Hunden.

Sehen kann man die Tiere höchstens als fliehende Schatten – aber hören ...! Zwischen 3 und 5 Uhr pfeift der Senior (wie ein Murmeli) alle ins Versteck zurück: in Ghüder- oder Laubhaufen, Gemäuer, Röhren, Holzstapel etc.

Freundlich grüsst

Hanni Waldburger

Stechmücken und Spinnen

(Nebelspalter Nr. 48)

Liebe Ilse Frank

Ich bin mit Ihnen einverstanden: Ist das tierische Wesen, wie in Ihrer Betrachtung beschrieben, als Falter oder Spatz in diese Welt gekommen, so vermag es das Mitgefühl des grossen Menschen zu erregen. Was passiert aber, wenn es sich um eine Fliege, Stechmücke oder Spinne (oder würden Sie es wohl ein Spinnentier nennen?) handelt?

Seit kurzem bewohne ich ein mit Moskitonetzen gut abgedichtetes Haus hier in Tanzania, damit draussen bleibe, was drinnen nichts zu suchen hat. Doch es gibt Durchschlüpfe und Ritzen, und die Ordnung gerät durcheinander. Ich bin unbarmherzig und mache Jagd auf die kleinen Plagegeister, unterstützt von herumhuschenden Eidechsen, die daher toleriert sind.

Letztlich habe ich übrigens ein sechsbeiniges Eidechlein ent-

deckt. Das Tier wusste gar nicht, welch zoologische Rarität es war, allerdings nur für kurze Zeit. Es bewegte sich weiter, und das durch Spiegelung im Jalousiefenster eingesetzte Zwischenstück samt einem Paar Füsse löste sich in nichts auf. – Wie die Illusionen vergehen!

Und nun fragen Sie wohl, warum ich all dies ausgerechnet Ihnen schreibe. Warum denn nicht: Sie haben mich dazu ange-regt, und ausserdem werde ich im Rezeptbüchlein für den Dampfkochtopf als «liebe Leserin» und Hausfrau angesprochen. Es ist allerdings vor mehr als zwanzig Jahren erschienen. So ändern die Zeiten – und wir mit ihnen.

Peter Ndugu

Unwesentlich

(Nebelspalter Nr. 51/52)

Liebe Heidi A.

Ihre Meinung, dass nicht ebensogut ein Mann «Hebamme» sein kann, teilen mein Mann und ich gar nicht mit Ihnen.

Vor einem guten Jahr erlebten wir gemeinsam die erste Geburt. Für mich als Frau war dabei das Wichtigste das Dabeisein, die Mithilfe und das Mitfühlen meines Mannes, der aktiv mithalf. Somit glaube ich, dass es für die Frau unwesentlich ist, ob ausserdem ein Mann oder eine Frau als Geburtshelfer anwesend ist. Beide können ihren Beruf gut ausüben, und eine Frau, die nie ein Kind geboren hat, kann sich wohl kaum besser einfühlen als ein Mann.

Mir freundlichen Grüssen

Monica Müller-Aerne